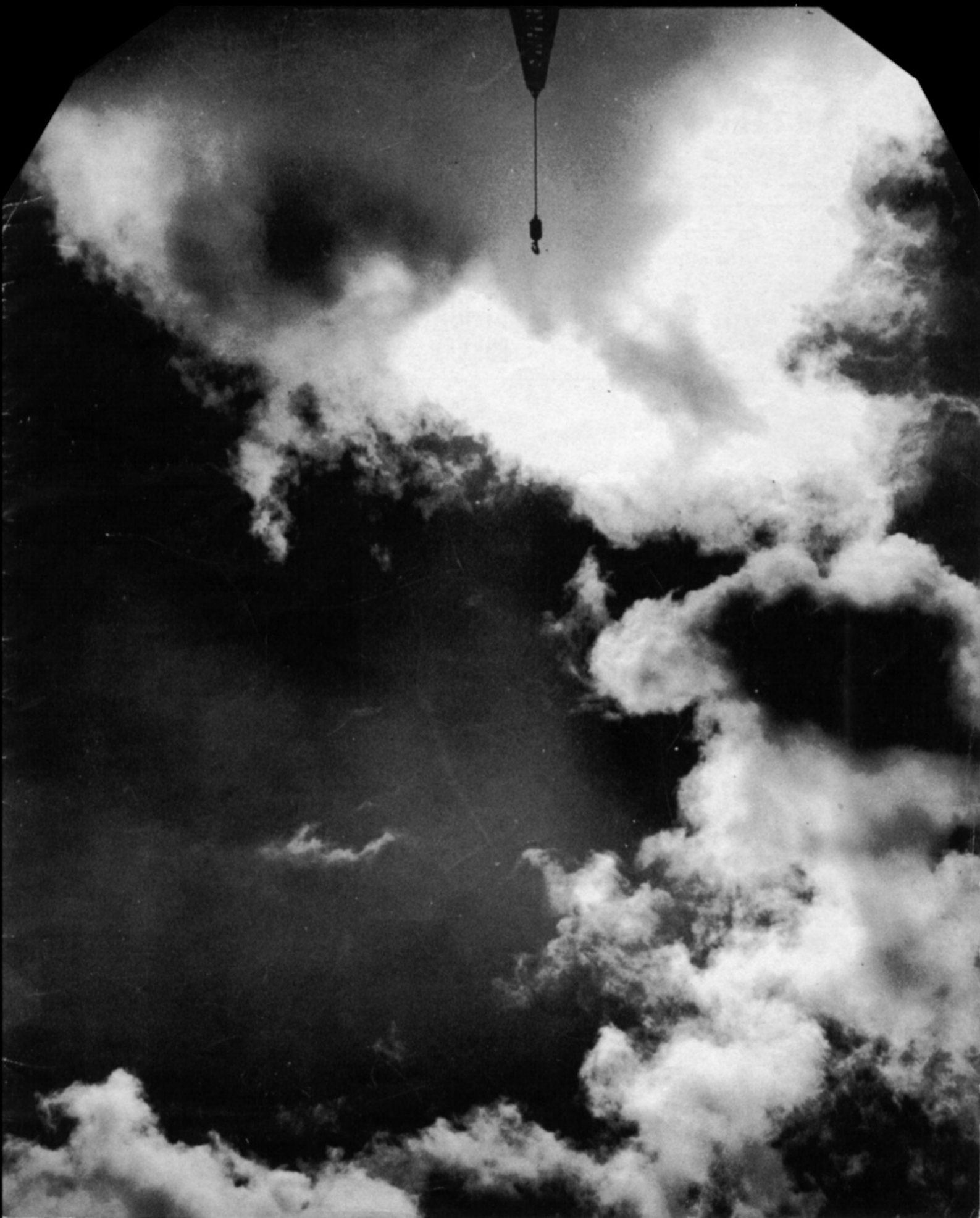
 *der Kreisel*



B. 7. 65



ARTHUR GEIST

**Reichhaltiges Lager an Schulbüchern,
Landkarten und Fachbüchern**

B R E M E N

Am Wall 161 (neben Harms)

Sämtliche Artikel für den Modellbau

Alles zum Werken und Basteln

**ERNST BIRKLE
BREMEN**

Hauptgeschäft:
Ostertorsteinweg 70/71
Ruf 32 44 56

Zweiggeschäft:
Wartburgstraße 77
Ruf 8 17 59

DER KREISEL

10. Jahrgang

Nr. 33

Juni 1965

1. Chefredakteur: Gisela Pevestorf, 12a. 2. Chefredakteur: Hannelore Ebeling, 12a.
Beratender Lehrer: H. W. Franke.
Umbruch: Rosi Wadenpfehl, Vera Mahlstedt, Gudrun Oesterreich (12a).
Vertrieb: Marlies Lührßen, Ilona Schneider (12a).
Kasse: Holle Wendel, Angela Brünjes (12a).
Werbung: Claudia Kolbrück, Christine Daus (12a).
Gesamtherstellung: Druckhaus Schmalfeldt, Bremen.

Jäh und unerwartet traf uns die Nachricht von dem tödlichen Unfall unserer verehrten, lieben Direktorin Frau Dr. Ruschmann am 1. Mai. Fröhlich und unbeschwert waren wir - auch Frau Dr. Ruschmann - in dieses Wochenende hineingegangen.

Unfaßbar ist es uns, daß sie nun nicht mehr durch unsere - durch ihre Schule geht, nicht mehr in die Tür tritt. Vergeblich horchen wir auf ihr Lachen von irgendwo aus dem Haus. Unwillkürlich denkt der eine: das mußt du mit Frau Dr. Ruschmann besprechen, der andere möchte ihr schnell ein nettes Erlebnis erzählen.

Unsere Schule hat mit Frau Dr. Ruschmann ihre Mitte verloren. Und wir stehen da, können nichts daran ändern, müssen es nur hinnehmen.

Trotzdem dürfen wir uns nicht unserem Schmerz ganz überlassen. Sie selbst hat uns die Losung für dieses Schuljahr gegeben: Haltung.

Besinnen wir uns: Bleibt unsere Schule nicht trotzdem ihre Schule? Hat sie sie nicht entscheidend geprägt? Haben wir nicht von ihr gelernt? Wir können nur versuchen, in ihrem Geiste weiterzuarbeiten.

La.

Verehrte Lehrer, liebe Mitschüler!

In jedem Jahr findet der Redaktionswechsel des Kreisel statt. Für 1965/1966 sind wir nun an der Reihe, die nun schon fast zehnjährige Tradition des Kreisels im altbewährten Sinne fortzusetzen.

Im Gründungsjahr 1956 hätte wohl niemand dem Kreisel eine so lange Lebensdauer prophezeit. Doch trotz vieler Schwierigkeiten feiert unsere Schulzeitung nun bald ihr zehnjähriges Jubiläum. Dieses ist nur der freundlichen Unterstützung der Lehrer sowie der Mitarbeit der Schüler und dem tatkräftigen Einsatz der vergangenen Redaktionen zu verdanken.

Wir werden uns Mühe geben, den Kreisel ebenso gut wie unsere Vorgänger zu leiten, und wir hoffen, daß uns dieses mit Hilfe der Unterstützung und Beratung

unserer Lehrer und der hoffentlich aktiven (!) Mitarbeit unserer Mitschüler gelingen wird.

Die diesjährige Redaktion setzt sich zusammen aus den Redakteuren für:

Kultur: Sybille Paetow, Anke Prigge

Politik: Renate Birkle, Claudia Born

Feuilleton: Monika-Marei Luxa

Chronist/Schulisches: Holle Wendel

Den Vertrieb übernehmen Marlies Lürßen und Ilona Schneider, die Kasse Holle Wendel und Angela Brünjes, die Reklame Claudia Kolbrück und Christine Daus und den Umbruch Rosi Wadenpfehl, Vera Mahlstedt und Gudrun Oesterreich. Der beratende Lehrer ist wieder Herr Franke. Auf gute Zusammenarbeit mit den Schülern hoffen Gisela Pevestorf, 1. Chefredakteurin, und Hannelore Ebeling, 2. Chefredakteurin.



Liebe ehemalige Redaktion!

Da Ihr uns ja ausdrücklich um eine schriftliche Erwiderung gebeten habt, wollen wir diesem Wunsch gern nachkommen. Da Eure Chefredakteurin in Bademühlen nicht vertreten war, sind ihr offensichtlich einige Sachen falsch berichtet worden. Wir möchten hiermit die dadurch entstandenen Mißverständnisse richtigstellen:

FALSCH ist, daß die neue Redaktion einen Artikelzwang einführen will (es ist uns völlig klar, daß die Kreisel-Redaktion keinen Zwang auf die Schüler ausüben kann).

RICHTIG ist, daß wir den Vorschlag machten, wieder Redaktionsschüler einzuführen. Diese verpflichten sich, pro Kreisel einen Beitrag aus ihrer Klasse zu liefern (nicht pro Monat, wie die Bademühlenvertreterin der neuen Redaktion irrtümlicherweise angab). Siehe Protokoll der Schülerringtagung!

FALSCH ist, daß Euch vorgeworfen wurde, den Kreisel nicht unter ein einheitliches Thema gestellt zu haben.

RICHTIG ist, daß angeregt wurde, den Versuch zu machen, unserer Zeitung künftig ein Leitthema zu geben. Von einem Beschluß war bei diesem Vorschlag NICHT die Rede. Siehe Schülerringprotokoll! FALSCH ist, daß die Idee, Kreiselartikel zur Schulaufgabe zu machen, ernsthaft in Betracht gezogen wurde.

RICHTIG ist, daß man im Laufe der Diskussion erwähnte, dieses sei durchaus schon vorgekommen.

Wir hoffen, daß wir mit dieser Antwort Eurer Erwartung auf eine schriftliche Erwiderung Genüge getan haben und daß alle Mißverständnisse geklärt sind. Es bliebe uns nur noch zu sagen, daß es uns leid tut, gleich mit einer Rechtfertigung unser Amt antreten zu müssen. Aber vielleicht waren wir und der Schülerring in dem Bestreben, den Übergang möglichst schnell und reibungslos zu vollziehen, etwas zu eifrig.

Die Chefredaktion

Nur gut, daß die Schreiberin selbst zugab, daß es sich bei dem Artikel »In eigener Sache« um einen recht ungeordneten Wutausbruch handelte. Am Ende ihres Redaktionsjahres scheint die Kreisel-Chefredaktion 1964/65 mutlos und verbittert gewesen zu sein. Ich möchte mit diesem Brief einmal das richtigstellen, was mir durcheinandergeraten zu sein scheint.

Fast in jedem Jahr ist das Thema Nr. 1 auf der Schülerringtagung: Kreisel, Aufgabe oder nicht, Neuregelung der Artikelbeschaffung. So auch dieses Jahr! Die beiden Schulsprecherinnen haben inzwischen eingesehen, welch unverzeihlichen Fehler sie begingen, nicht die Chefredaktion persönlich einzuladen und ihr mitzuteilen: »Auf der Schülerringtagung sprechen wir vom Kreisel, bitte, kommt doch mit, damit wir jemanden vom Fach dabei haben.« Die neue Redaktion wußte, da sie mit den Schulsprecherinnen in eine Klasse geht, vom Thema Kreisel und war durch die 2. Chefredakteurin vertreten. Falls es überhaupt möglich ist, bitten die Schulsprecherinnen um Vergebung für den begangenen Fehler. Gleichzeitig muß ich allerdings bemerken, daß der Kreisel eine Stimme im Schülerring hat. Diese auszunutzen, sollte das Bestreben der Chefredaktion sein, denn schließlich ist der Schülerring die Vertretung der Schülerschaft. Hier kann am ehesten über Probleme einer Schulzeitung diskutiert werden, und von hier werden die Vorschläge in die Klassen getragen. Von den Redaktionschülern drang selten ein Wort an unser Ohr. Ich weiß nicht, wie es in den anderen Klassen war: wir haben während des ganzen Jahres keinen Kreiselbericht gehört.

Meiner Meinung nach kann eine Mitarbeit am Kreisel nur erreicht werden, wenn die Schüler nicht nur ab und zu eine Schulzeitung mit nach Hause nehmen, sondern immer wieder von neuem angesprochen werden. Andererseits wären vielleicht die Themen, die auf einer Schülerringssitzung besprochen werden, Anregung für Kreiselartikel. Es scheint mir also in jedem Fall günstig, wenn Kreisel und Schülerring zusammenarbeiten.

Zurück zu »in eigener Sache«. Zunächst einmal waren es keine Vorwürfe, die der bisherigen Redaktion gemacht wurden, sondern Vorschläge für das nächste Redaktionsjahr. Es wurde der Redaktion nicht vorgeworfen, den Kreisel nicht unter ein Thema gestellt zu haben, sondern die neue Chefredaktion möchte das im nächsten Jahr versuchen. Dieser Versuch dient dazu, den Schülern das Suchen nach geeigneten Themen zu erleichtern. Natürlich wird nur ein Leitthema gegeben, das Schulisches und die eigenen Ideen werden auch berücksichtigt. Ich finde es ebenfalls lächerlich, Kreiselartikel zur Schulaufgabe zu machen. Davon war auch niemals die Rede.

Ich hoffe, die größten Unklarheiten beseitigt und die Wütenden etwas besänftigt zu haben, und bitte die Schüler, die neue Redaktion kräftig zu unterstützen.

Heide Lüke
2. Schulsprecherin



INTERVIEW:

Alles -

oder fast alles über Herrn Ackermann

Herr Heye Ackermann, seit kurzem Sportlehrer an unserer Schule, wurde am 30. April 1937 in Bremen geboren. Kurz darauf siedelte seine Familie nach Berlin über. 1942 wurde er evakuiert und kam ins Sudetenland. Als 1945 die Russen auch dort eindringen, flüchtete er nach Österreich. Seit Kriegsende wohnt Herr Ackermann wieder in Bremen.

Hier besuchte er bis 1948 die Volksschule und ging danach auf das Gymnasium Parsevalstraße. Nach dem Abitur verdiente sich Herr Ackermann sein Studium als Hafendarbeiter. Er studierte von 1956 bis 1959 in Göttingen, ein Jahr in Freiburg und dann wieder in Göttingen. Seine Studienfächer waren Chemie, Biologie, Philosophie und Sport, später auch Physik. 1963 bestand er sein Staatsexamen in Chemie, Physik und Sport. Dann ging er vier Wochen auf die Kurzschule in Weißenhausen an der Ostsee.

Bis Ostern 1965 war Herr Ackermann Referendar und ist jetzt Assessor an den Schulen Karlstraße und Barkhof.

Auf seinen Ferienreisen kam Herr Ackermann nach England, in die Schweiz, nach Dänemark, Jugoslawien und nach Paris. Sein größtes Hobby ist verständlicherweise der Sport, vor allem Schwimmen und Skilaufen. Da Herr Ackermann aber seit kurzem eine Verletzung an der Schulter hat, kann er selbst für ein Jahr keinen Sport treiben. Sein Hobby Nr. 2 ist seine Briefmarkensammlung.

Wir danken Herrn Ackermann für dieses Interview und wünschen ihm weiterhin alles Gute an unserer Schule.



Kl. 7 a

Wir haben einen Sportlehrer

Der Original Schulturnanzug in grün wird nur geliefert von

SPORTHAUS WEHRHAHN

in der Obernstraße 56 gegenüber Bauermann

Fernsprecher 31 25 05

Die Umterstufe

Wir bekommen einen Preis

Eines Tages kam Herr Franke in unsere Klasse. »Seht mal, Kinder, ich habe hier ein Preisausschreibenformular von der Zentrale für politische Bildung bekommen. Wollen wir mitmachen?« »Ja!« riefen wir im Chor. Und so begann es. Mit Herrn Frankes Hilfe lösten wir die für uns recht schwierigen Aufgaben und schickten sie ab. Schon lange hatten wir nicht mehr daran gedacht, als die Taschenbücher, die jede Klasse, die mitmacht, bekommt, eintrafen. Wir freuten uns riesig und machten unsere ersten Eintragungen. Damit war also die Sache erledigt. Aber wir hatten uns verrechnet! Wiederum besuchte Herr Franke in der Pause unsere Klasse, diesmal über das ganze Gesicht strahlend. »Nun, diese Laune hat bestimmt nichts Schlimmes zu bedeuten«, dachten wir und setzten uns erwartungsvoll zurecht. »Diesmal habe ich euch eine Überraschung mitzuteilen.« »Hm, klingt gar nicht schlecht«, urteilten wir. »Und zwar habt ihr einen Preis in dem großen Wettbewerb, an dem wir teilnahmen, gewonnen.« Ein lautes Geschrei erhob sich. »Die Reise nach Paris? Geld?« fragten wir aufgeregt und erwarteten in jedem Fall den Hauptgewinn. Leider aber sank unsere Stimmung beträchtlich, als wir erfuhren, daß es nur ein Buch und dazu noch mit dem nichtssagenden Titel »Die neben dir« war. »Das ist bestimmt was ganz Schlaues«, sagten einige und meinten, man hätte ihnen lieber das Geld geben sollen. Am nächsten Tag aber, als das Paket ausgepackt wurde, rissen sich merkwürdigerweise auch die Meckerer darum, als erste ein Exemplar zu bekommen. Und schon ertönten ihre Stimmen wieder: »Und sowas soll 6,80 DM kosten? Na, ich danke!« »Ihr könnt es ja auch wieder zurückschicken«, empfahlen andere. Aber das wollten sie nun auch wieder nicht, denn schließlich waren auch sie stolz darauf, als einzige Klasse von der Karlstraße einen Preis erhalten zu haben. Wir, die sich eigentlich noch gar nicht beteiligen durften und nur mitgemacht hatten, um ein Taschenbuch zu bekommen!

Christina Alfaenger
Hans-H. Pohle, Kl. 8b

Unsere neue Schule

Ich habe bis zum 6. Schuljahr die Volksschule am Pulverberg besucht. Schon immer war es mein Wunsch, die Schule zu wechseln und zum Gymnasium zu gehen. Meine Eltern wollten es zunächst nicht. Aus diesem Grunde durfte ich am Ende des 4. Schuljahres auch nicht an der Prüfung für das Gymnasium teilnehmen. Jetzt habe ich es endlich geschafft. Mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Am Freitag, dem 23. 4. 1965, war mein erster Schultag auf dem Gymnasium. Mit klopfendem Herzen ging ich aus dem Hause. In meinem Kopf kreisten viele Gedanken. Ich dachte immer, was mich wohl erwarten würde. Heute kann ich nun sagen, daß ich angenehm überrascht war. Ich spürte sofort, daß hier eine ganz andere Atmosphäre herrschte als in meiner früheren Schule. Meine Mitschüler sind sehr nett, und ich habe mich schnell mit ihnen angefreundet. Ich habe festgestellt, daß sich die Schüler hier viel besser benehmen als in meiner früheren Schule, wo es manchmal sehr wild zugeht. Natürlich war ich auch nicht immer ein Engel und habe so manchen Streich ausgeheckt.

Was mir ganz neu war, ist der häufige Lehrerwechsel. Da ich das nicht kannte, fand ich es zuerst gar nicht gut. Aber inzwischen habe ich mich daran gewöhnt. Das Lehrpersonal finde ich sehr nett.

Nachdem meine neue Schule einen so guten Eindruck auf mich gemacht hat, hoffe ich, daß ich sie weiterhin mit Freuden besuchen werde.

Gabriele Lahm, Klasse 7 b

Der 8. Mai 1965

Am 8. Mai 1965 füllten sich die Ränge im Weserstadion. Ein großes Fußballspiel stand bevor: Werder Bremen - Borussia Dortmund. Als Unterhaltung für die Zuschauer sorgte ein kleines Leichtathletiksportfest, an dem auch ich teilnahm. Ihr wißt vielleicht, wie einem zumute ist, vor ungefähr 35000 Zuschauern zu laufen. So war es auch bei mir. Zu Mittag habe ich keinen Bissen mehr herunterbekommen. Mit einem Sportkameraden traf ich mich eine Stunde vor dem Start auf Platz 11. Auch er hatte ein mulmiges Gefühl im Magen. Als unser Trainer kam, sagte er, daß wir uns ja nicht um die Zuschauer kümmern sollten. Als wir dann hinüber ins Stadion gingen, war uns doch nicht wohl. Wir nahmen unsere Startplätze ein und harreten der Dinge, die da kommen sollen. Als der Schuß kam, war alle Angst gewichen. Ich wurde zwar nur Dritter mit 13,0 Sek., aber ich ging doch recht zufrieden nach Hause.

Hans-Hermann Pohle
Kl. 8b



Unser Elternabend

Eine Fabel: Gewalt geht vor Recht

Die Katze und der Sperling

Einst guckte ein junger Sperling einer mürrischen Katze beim Fressen zu. Plötzlich sagte die Katze: »Du hast mir gestern den Napf umgekippt. Das sollst du mir büßen!« - »Aber das stimmt nicht«, antwortete der erschrockene Sperling, »ich kann doch deinen großen, schweren Napf gar nicht umkippen.« Doch die Katze erwiderte: »Aber vor acht Wochen hast du meine Tochter am Schwanz gezogen.« - »Aber wie soll ich denn das getan haben können? Damals hattest du ja noch gar keine Kinder.« Kaum hatte der arme Sperling das gesagt, sprang die Katze auf den Baum und zerriß ihn.

Isabel Albrecht, 5a



Wir veranstalteten am 1. 4. einen Elternabend als Aprilscherz. Es wurde auch regelrecht einer.

Die Eltern waren schon alle im Filmraum versammelt, als ich immer noch fieberhaft nach meiner Blockflöte suchte. Ich sollte mit meiner Freundin nach den von der ganzen Klasse gesungenen Liedern »Mein Stimme klinge« und »Wenn die Bettelleute tanzen« drei Lieder zweistimmig blasen. Endlich fand ich die Flöte im Zeichensaal, unserem Umkleideraum. Es ging alles gut, bis zu dem letzten Blockflötenlied. In der Mitte des Liedes passierte es, ein hoher Ton, schon hatten wir uns verspielt. Aber auch diese Pleite ging vorüber.

Darauf folgten zwei Stücke aus unserem Englischbuch »Shopping at the store« und »Pat at the grocer's«. Auch diese Stücke fanden den Beifall der Eltern.

Jetzt folgte der Clou des Abends. Wir führten das Stück »Das tapfere Schneiderlein« auf. Im ersten Akt kam ich als eine Musfrau dran. Ich schmetterte mein »Schönes Muuuuus zu verkaufen!« in den Saal. Im zweiten Akt kam ein Riese an die Reihe, der greulich aussah. Er hat so laut geschrien, daß sich seine Stimme überschlug. Die nächsten Akte verliefen ganz normal, bis - ja bis zum letzten Akt. Die Prinzessin hatte auf der linken Seite der Bühne ein Seil abzugeben. Sie aber gab es fälschlicherweise auf der rechten Seite ab. Was nun? Es wäre natürlich eine Blamage geworden, wenn die Diener ohne Seil gekommen wären. Schnell raffte ich meinen langen Rock zusammen, nahm das Seil und kroch damit unter der Bühne durch auf die andere Seite und wieder zurück.

Endlich war das Stück zu Ende. Die Eltern sagten, es wäre ein gelungener Abend geworden. Und ich hoffe, daß die Aufführung zur Begrüßung der »Neuen« ebenso gelingen wird.

Barbara Karwath, Klasse 6 b

H·C·SCHAD

gegr. 1817

Papier · Füllhalter · Bürobedarf · Stahlstichprägerei · Druckerei · Buchbinderei

28 BREMEN · SÖGESTRASSE 48

Telefon 31 30 54

Straßensammlung

Wie jedes Jahr wurden wir auch diesmal gebeten, an der Straßensammlung für das Müttergenesungswerk teilzunehmen.

Aber niemand dachte daran, uns erst einmal Sinn und Zweck dieses Hilfswerks zu erklären. Es wurde lediglich gesagt, es sei eine »gute Sache«. Meine Vorstellungen vom Müttergenesungswerk sind zugegebenermaßen ziemlich verschwommen, obwohl ich vor einiger Zeit zufällig einen Aufruf der Schirmherrin des Müttergenesungswerks, Frau Wilhelmine Lübke, hörte. Sie sagte unter anderem, daß von den gespendeten Geldern ein Erholungsaufenthalt für junge berufstätige Mütter finanziert würde. Vielleicht ist meine Vorstellung etwas naiv, aber das könnte doch bedeuten, daß für solche Familien Anschaffungen von Fernseher, Waschmaschine, Kühlschrank usw. wichtiger sind als ein Erholungsurlaub für die Mutter. Wenn diese dann unbedingt einen Urlaub braucht, muß eben das Müttergenesungswerk helfen. Sicher gibt es bedürftige Familien, die ihren Müttern keine Ferien ermöglichen können. Aber gibt es für diese Fälle nicht andere Wohlfahrtseinrichtungen oder Krankenkassen? Ich glaube kaum, daß jemand vom Müttergenesungswerk unseren »Kreisel« liest, wenn dies aber doch der Fall sein sollte, so möge er mir meine vielleicht nicht gerechtfertigte Kritik verzeihen

und uns dann aber vor der nächsten Sammlung die Sache eingehend erklären.

Doch nun zurück zur eigentlichen Sammlung: Der Unterricht sollte an dem betreffenden Sonnabend ausfallen, wenn sich die ganze Klasse an der Sammlung beteiligte. Mehrere meiner Mitschülerinnen haben nun folgende Überlegung angestellt: Lohnt es sich, für nur zwei ausfallende Schulstunden die Unannehmlichkeiten des Sammelns in den Straßen in Kauf zu nehmen? Wenn man uns vorher wirklich davon überzeugt hätte, daß es gut und richtig ist, diese Organisation durch Straßensammlung zu unterstützen, wäre es unnötig gewesen, uns dafür Unterrichtsausfall anzubieten. Meiner Meinung nach kann man dieses - entweder Unterricht oder Beteiligung der ganzen Klasse am Sammeln - mit dem Hilfsgedanken nur schlecht vereinbaren.

Noch eine Frage wäre zu stellen: Ist die Art und Weise, in der die Sammlung an die Gebefreudigkeit der Menschen appelliert, richtig? Ist es nicht so, daß ein großer Teil der angesprochenen Leute die Blümchen nur kauft, um dadurch weiteren Belastigungen zu entgehen, und nicht, um die Aktion zu unterstützen? Dieses storte mich allerdings nicht, wenn ich richtig von dem guten Zweck der Sache überzeugt wäre. Es machte mir dann auch nichts aus, zu »betteln«, wie einige das Sammeln nennen.

Barbara Böttjer, 9a

Eine kleine Spende

Vom 7. bis zum 9. Mai fand eine Straßensammlung des Deutschen Müttergenesungswerkes durch Bremer Schüler statt. Je zwei Sammler erhielten am Freitag ihre Büchsen und fünfzig Papierröschen. Schon am Nachmittag wimmelte die ganze Oberstraße von ihnen. Auch meine Freundin Sabine und ich versuchten dort unser Glück: »Eine kleine Spende für das Müttergenesungswerk?« »Ja bitte, dann hab ich wenigstens Ruhe vor euch.« »Danke, ich hab schon eine.« (Vom letzten Jahr!) »Könnt ihr einen denn nicht in Ruhe lassen?« »Kein Kleingeld.« »Ja, gebt mir gleich zwei, auch für den Kleinen eine.« »Na, mal sehen, wieviel Kleingeld ich noch hab. Hier, 20 Pfennig.« »Es tut uns leid, aber die Blumen kosten in diesem Jahr 30 Pfennig.« »Was, 30 Pfennig? Na ja, es wird ja alles teurer.« Hier hatten wir Glück gehabt. Aber manche Menschen schimpften nicht schlecht über die Preiserhöhung. Einige gar schienen unsere Frage gar nicht zu hören und stolzierten hochehobenen Hauptes weiter. Erst haben wir uns über sie geärgert, dann mußten wir lachen. Als es schließlich zu regnen anfang, postierten wir uns am Eingang eines Kaufhauses. Keiner, der hineinging oder herauskam, konnte uns entgehen. Wie am Fließband kam ich mir vor: »Eine kleine Spende für das Müttergenesungswerk, eine kleine Spende für das Müttergenesungswerk, eine Spende für das kleine...« Prompt lachte Sabine. Ich stimmte mit ein und konnte kaum weiterreden. Manch schwerbepackte Dame freute sich, wenn wir ihr die Tür aufhielten, und kaufte uns eine Blume ab. Aber da erschien plötzlich eine Verkäuferin: »Macht gefälligst die Tür zu, es zieht hier drinnen wie Hechtsuppe.« Sabine, nachdem die Verkäuferin verschwunden war: »Da gehen doch dauernd Leute ein und aus! Als ob das weniger zöge!« »Eine kleine Spende... nein, Kundschaft wegnehmen gibts nicht, und reingehen dürft ihr nicht, dies ist ein öffentliches Gebäude. Verschwindet! Eine kleine Spende für das Müttergenesungswerk, eine kleine... ach, Marion, hast Du nicht etwas für uns übrig?« »Tag, ihr beiden, nein, ich habe kein Kleingeld. Aber wie gehts euch, was macht die Schule?« »Danke, gut, und wo bist du jetzt? Wie gehts Regine...?« Während Sabine sich mit Marion unterhielt, »belästigte« ich weiter die Leute mit meinem »Gefasel«, wie Sabine lachend zu Marion meinte. »Na, ich muß wieder gehen, viel Spaß noch, tschus!« »Tschus!« »Eine kleine Spende...« Nach zwei Stunden waren

alle fünfzig Blumen verkauft, und wir fuhren mit der Straßenbahn zum Steffensweg, um unser Geld abzuliefern. Hier gab es ein freudiges Wiedersehen mit Birgit, India, Antje und Monika. »Na, seid ihr auch fertig?« »Ja, wir holen uns noch einmal vierzig.« Nachdem die zuständige Dame unser Geld gezahlt hatte und uns weitere vierzig Blumen gegeben hatte, verabschiedeten wir uns von unseren Klassenkameradinnen und gingen wieder zur Haltestelle. Inzwischen waren wir doch etwas müde geworden und deshalb froh, als wir uns in der Straßenbahn setzen konnten. Doch da winkte uns ein alterer Herr herbei, der sein Kleingeld loswerden wollte, aber die Blume dafür zurückwies. Und auf einmal wollten noch andere Fahrgäste etwas spenden. Wir freuten uns und liefen von einem zum anderen. Als wir uns am Bahnhof trennten, hatten wir schon wieder dreizehn Blumen verkauft.

Am nächsten Morgen um 9.00 Uhr trafen wir uns erneut, denn wir hatten den Tag schulfrei bekommen. Zunächst kauften wir beide noch etwas für den Muttertag. Dann wandten wir uns zu den Weserbrücken. Hier wurden wir unsere restlichen zweiundzwanzig Blumen (Sabine hatte zu Hause noch einige verkauft) sehr schnell los: wir gingen ein paarmal auf und ab und hatten bald nur noch vier Blumen. Die Leute hier waren viel freundlicher als jene am vorigen Tag in der Stadt. Einige kauften sogar zwei oder drei Blumen. Die letzten vier wurden uns auf dem Weg von der Brücke zum Markt abgenommen. Dort setzten wir uns abermals in die Bahn. Diesmal konnten wir den Weg schon besser und haltenschnell unser Geld abgeben. Dann zogen wir zum dritten Male los, diesmal nur mit zehn Blumen, denn wir wollten noch vor unserer Schule unser Glück versuchen, besonders, weil wir wußten, daß der Unterricht der »Nichtsammler« unserer Klasse um diese Zeit endete. Unterwegs verkauften wir wieder einige Blumen. So waren wir genau richtig dort. Alle Mitschülerinnen lachten, als wir ihnen mit unserer Bitte entgegneten, und kauften uns die letzten fünf Blumen ab. Dann gingen wir stolz geschwollen in die Stadt und erklärten jedem »Mitsammler«, der uns scherzeshalber seine Büchse entgegenhielt, wir hätten schon hundert Blumen verkauft. Am Steffensweg beschlossen wir, nächstes Jahr wieder zu sammeln, denn es hatte doch trotz einiger unfreundlicher Mitmenschen viel Spaß gemacht!

Alexandra Harloff, Kl. 8a

„Hör auf, Papa, mit dieser Farce-“

Über eine Theaterfahrt zu Max Frischs
»Chinesischer Mauer« im Deutschen
Schauspielhaus Hamburg am 5. März 1965
(Insz. O. F. Schuh)

Wir kamen nicht von Bad Hersfeld her, wo Kurt Hübner 1964 eine exemplarische Inszenierung der »Chinesischen Mauer« geboten hatte: dort »sah man den Zuschauer überrennende Aufmärsche... Die Beziehung zur Gegenwart wurde betont durch ausgedehnte musikalische Zitate, die vom Großen Zapfenstreich bis zu den Liebesträumen von Liszt (!) reichten.« (J. Jacobi). Wir konnten auch keinen Vergleich mit der Berliner Aufführung durch O. F. Schuh (1955) ziehen, wie es der ZEIT-Kritiker Jacobi im weiteren tat: »Der Hamburger Abend (26. 2. 65) verlief genauso langweilig wie der Berliner.« (ZEIT v. 5. 3. 65). Unsere Erwartung bestimmte die Lektüre des Dramas (edition suhrkamp 65): wie wird die Bühne Frischs Anliegen zur Geltung bringen?

Max Frischs dramatisches Vorbild ist Brecht. Das Drama wendet sich an den Intellekt des Zuschauers, will ihn rational überzeugen (nicht überrennen). Spannung richtet sich nicht auf den Ausgang, sondern auf den Gang des Dramas, dessen Szenen beziehungsweise zu verbinden, Denkaufgabe des Zuschauers ist.

In der »Chinesischen Mauer« hilft der »Heutige« dem Publikum, das Spiel zu durchschauen. Will Quadflieg gestaltete diesen Typ des Intellektuellen souverän. Der kühle Denker, mit dem wissenschaftlichen Material seiner Zeit ausgestattet, erkennt die gestrige (historische) Qualität der Masken-Gesellschaft am Hof des chinesischen Kaisers Hwang Ti rasch (sie tritt bisweilen aus den Kulissen des Festes in das Scheinwerferlicht der Bühne, bleibt aber immer starr und unlebendig, eben typisch). Auch um die Gefährlichkeit des Gewaltherrschers Hwang Ti (Hermann Schomberg) weiß der »Heutige«. Zutreffende Diagnosen, lange verwirrende Antworten auf Fragen der Kaisertochter Mee Lan (Ruth Niehaus), Ansätze zu Taten vermag der Intellektuelle zwar zu bieten, doch der Bedrohung durch Gewalt beugt er sich, denn er will leben: »Vielleicht bin ich feige. Sonst würde ich sehen, was ich zu tun habe.«

Was uns besonders beeindruckt hat? Nicht mehr Hiroshima, nicht das Gefühl, unmittelbar von der Atombombe bedroht zu sein - in einer Zeit des atomaren Gleichgewichts und des vernünftigen Gesprächs der beiden Weltmächte ist diese Sorge zunächst zurückgetreten. Wohl aber hat uns der leidenschaftliche Appell des »Heutigen« an Napoleon (z. B.) beeindruckt, uns nicht mit Gestrigem die Zukunft zu verstellen: (Napoleon:) »Rußland muß geschlagen werden!« (Der Heutige): »Sie dürfen nicht wiederkehren, Exzellenz, auch keine hundert Tage. Die Epoche der Feldherren... ist vorbei.« Napoleons Antwort bestürzt: »Und wenn die Völker mich rufen... Und wenn ich euch sage... daß ich die Rufe höre...?«

Als sich der »Heutige« zu Füßen des spanischen Königs (Eduard Marks) wirft und um die Gewährung »der vier Freiheiten« ringt, packt uns ein erster dramatischer Höhepunkt. In den um freiheitliche Existenz des Menschen kämpfenden Dialog dringen Masken der Kulisse ein, Don Juan, l'Inconnue de la Seine, Kellner...: »mit oder ohne Gin?« ist ihre Frage (Don Juan: »Mit.«). Die Banalität dieser Gesellschaft ist mächtig genug, das Gespräch zwischen »Heutigem« und Philipp zu zerstören, »Gedankenfreiheit« verhallt, fassungslos bleibt der »Heutige« allein im hohen weiten Bühnenraum, den schwarz-grau glit-

zernde Wände (die Wände unseres Bewußtseins) begrenzen.

Als ein Teilaspekt des »Heutigen« erscheint die Maske des Brutus (Max Eckardt fesselte durch intensive Gestaltung der an Shakespeares Vers gebundenen Sprache). Er erlebt am Hofe des Kaisers, wie vergeblich sein Einsatz für die Freiheit der Republik war. Auch das Opfer des Geistes, der Geschichte will, erweist sich als unwirksam angesichts der Bürger, die ihm als Herren in Cut und Frack begegnen: »Ihr sterbt nicht aus, o edle Bürger mit der hohlen Hand, und wenn man euch in dieser Stund erdolcht.« Führt diese Erfahrung nicht zu Recht zum Verhalten des »Heutigen«? Oder will Brutus an die Tatkraft des Intellektuellen appellieren?

Zum großen Gegenspieler des »Heutigen« wird der Kaiser, Symbolgestalt des totalitären Machthabers (Hermann Schomberg spielt ihn mehr böseartig-erschlagen als dämonisch, vielleicht im Sinne Frischs, der an der Inszenierung mitgearbeitet hatte). Das Denken Hwang Tis gefährdet das Leben des »Heutigen« ebenso, wie es das Auftreten gestriger Masken tat: »Wir, die an der Macht sind, wir brauchen keine Zukunft... Ich werde die Zukunft verhindern, ich werde eine Mauer erbauen. (Der Kaiser zu Mee Lan).

Bezeichnend für den Charakter der Diktatur ist ihre Unsicherheit. Sobald die Stille des Sieges eintritt, erscheint die Stabilität der Macht von innen her gefährdet, sie will sich erneut beweisen und sucht nach einem Feind. Die Stimme des Volkes: ein Stummer. Gerade er aber klagt den Despoten berecht an: (Hwang Ti) »Denn ich, sagst du, ich täte jede Geisteskraft... ich bin die Pest auf dem Thron.« Christoph Bantzer gestaltete die Pantomime zu einem erschütternden Bild des gegen alle Gerechtigkeit verfolgten und gequälten Menschen. Als der »Heutige« sich unfähig zeigt, diesem Leidenden zu helfen, bittet Mee Lan, die Tochter des Kaisers, für Min Ko: »Hör auf, Papa, mit dieser Farce.«

In ihren Gesprächen mit dem »Heutigen« erscheint uns Mee Lan, die nur das Menschliche im Raum des Politischen interessiert, sehr starr: das Menschliche kann eben nicht als Typus dargestellt werden. So wirkt ihre Liebe zum »Heutigen« konstruiert, seelenlos, ungläubhaft (Ruth Niehaus kühle Stimme verstärkte diesen Eindruck). Viel mehr Lebendigkeit und Wärme entstanden, wo die Masken Romeos und Julius Shakespeare zitierten - ein Symbol unserer Zeit? »Ort der Handlung: diese Bühne (oder...: unser Bewußtsein).« »Zeit der Handlung: heute abend. (Also in einem Zeitalter, wo der Bau von Chinesischen Mauern, versteht sich, eine Farce ist.)«

Vielleicht hat uns diese Aufführung fasziniert, weil wir aus einem Alltag kamen, in dem man den Anliegen dieses Dramas nicht genügend Raum gibt, in dem viele auch schon müde geworden sind, diese Anliegen vorzutragen. Der Kritiker des »Weser-Kurier«, W. Herrmann (1. 3. 65), teilt unsere Meinung, wenn er schreibt: »Das Werk hat eine politische Aktualität, die es wünschenswert macht, daß es im Bestand des lebendigen zeitgenössischen Theaters verbleibe.«

Margrit Kraus,
Kathrin Bruns, Kl. 12 bm,
Wolfgang Adam.



Das Interview:
MICHAEL PARYLA

Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten standen wir endlich in der Dramaturgie. Michael Paryla, der von Frau Windorf von unserem Kommen unterrichtet worden war, erwartete uns schon. Der »Carlos« aus »Clavigo« hatte sich in einen jungen Mann mit dunkelblauem Rollkragenpullover und Clubjacke verwandelt. Nachdem wir alle einen Stuhl ergattert hatten (ein nicht leichtes Unterfangen in diesem Raum!), rückten wir ihm zu Leibe (was nicht allzu wörtlich aufgefaßt werden darf).

Michael Paryla wurde 1935 in Wien geboren, 1937 zog er nach Zürich, wo er 8 Jahre lang blieb. Darauf wanderte er nach Kanada aus. Seine Neigung gehörte schon von jeher dem Theater, dennoch wandte er sich zunächst sachlicheren Dingen zu. Nach seinem Abitur studierte er Chemie, Physik und Mathematik. Doch danach trat er sein »väterliches Erbe« an und wurde wie seine Eltern Schauspieler. Er befaßte sich eingehend mit amerikanischer Literatur und wirkte in zahlreichen Fernsehsendungen mit. Es war für ihn nicht immer sehr leicht, einen in der Theaterwelt so bekannten Vater zu haben, denn es wurden von Anfang an die gleichen Leistungen von ihm wie von seinem Vater erwartet. Aber es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen - auch in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, nicht. Man vergaß, daß der Vater schon auf eine dreißigjährige Erfahrung zurückblicken konnte, während der Sohn erst blutiger Anfänger war. Andererseits waren die guten Beziehungen, die ihm sein Vater verschaffen konnte, für ihn von großem Nutzen.

Nach Deutschland zurückgekehrt, wandte er sich hauptsächlich dem Theater zu (Ausnahmen bestätigen die Regel). Jedem sind die Vor- und Nachteile von Fernsehen und Theater bekannt. Für Michael Paryla sind sie derart gleichbedeutend, daß er keines dem anderen vorzieht.

Seine Lieblingsrolle spielte Michael Paryla am Bremer Theater. Es ist der »Mercutio« in »Romeo und Julia«. Hier konnte er seinem überschäumenden Temperament freien Lauf lassen. Fast ebenso gern verkörperte er aber auch den »Orpheus« von Anouilh, den er allerdings nicht in Bremen spielte.

An unserem Theater ist Michael Paryla erst seit der letzten Spielzeit engagiert. Er kam hierher, um unter Zadek spielen zu können, den er für einen der besten Regisseure hält. Was er besonders an Zadek schätzt, ist seine Loslösung vom konventionellen Theater, sein Mut, das Publikum mit ungewöhnlichen Stücken zu schockieren.

Auf unsere Frage, in welcher Art von Stücken er besonders gern mitwirkt, erklärte Herr Paryla, daß es ihm gleich sei, ob er tragische oder fröhliche Charaktere darstellt und ob es moderne oder klassische Stücke sind. Er spielt jede Rolle, wenn sie ihm sinnvoll erscheint. Am meisten liebt er die Abwechslung.

»Jeden Abend die gleiche Rolle geht mir auf die Nerven.«

Michael Paryla hält sich für vollkommen unabhängig von den Reaktionen des Publikums und der Kritiker (»Ich spiele Theater für mich.«). Selbst boshafte Kritiken werfen ihn nicht um. Dennoch ist er gegen stürmischen Applaus nicht unempfindlich. Doch er ist erst völlig zufrieden, wenn Zadek mit ihm einverstanden ist.

Dieses Gespräch benutzten wir, um einen »Fachmann« über einzelne Stücke dieser Spielzeit zu befragen. Zuerst sprachen wir über das Musical im allgemeinen und über »Fings ain't wot they used t' be« im besonderen. Michael Paryla faßt das Musical als Amusement auf, das das Operettenklischee ablösen soll und selbst sogar einen Sinn hat, doch nicht tierisch ernst gemeint sein soll. Bremen hat eines der wenigen Theater in Deutschland, denen es überhaupt möglich ist, ein Musical aufzuführen, denn man braucht dazu ein besonders talentiertes Ensemble, das singen, tanzen und schauspielern kann. Auch Deutschland ist bestrebt, das Musical der breiten Masse zuzuführen, wie es in England und Amerika bereits der Fall ist.

Herr Paryla, der selbst in den »Alten Zeiten« mitwirkte, fand dieses Stück nicht überwältigend, obwohl es seiner Meinung nach einige sehr gute Stellen aufweist und die Schauspieler mit großem Eifer bei der Sache waren. Das von Zadek äußerst realistisch dargestellte Geschehen existiert in der Wirklichkeit in noch abstoßenderer Form. In diesem Stück kommt auch die eine Seite des Theaters zum Ausdruck, nämlich Spiegel eines bestimmten Zeitgeschehens, einer bestimmten Gesellschaftsschicht zu sein. Michael Paryla hofft, daß das Musical die Zuschauer ebenso wie ihn amüsiert, denn das Theater soll ausschließlich der Unterhaltung dienen.

Ein anderes Stück dieser Saison ist »Minna von Barnhelm«. Gerade bei der Wahl dieses Lustspiels merkte man, daß unser Theater auch abhängig von den Wünschen seines Publikums ist, denn die Volksbühne hat es durchgesetzt, daß dieses Stück im Spielplan erscheint. Michael Paryla ist kein sehr großer Freund der »Minna«. Dieses Lessingstück ist zu sehr im konventionellen Theater verwurzelt, so daß Zadek durch zu große Änderungen noch größeren Zorn des Publikums auf sich geladen hätte. Er konnte den Ehrbegriff Tellheims nicht ins Lächerliche ziehen und somit die Bedeutung des Stückes für unsere heutige Zeit retten. So mußte er sich mit unbedeutenderen Veränderungen im Bühnenbild begnügen.

Sehr großen Wirbel haben der Auftritt der »Lords« und einige Jazzveranstaltungen verursacht. Hierdurch hoffte Hübner, auch die sonst desinteressierte Jugend ins Theater zu locken. Die Meinungen über solche Experimente prallten sehr stark aufeinander. Viele glauben, daß dadurch das Niveau des Theaters heruntergezogen wird.

Zum Schluß wollte Herr Paryla uns seine Meinung über die Klassiker und ihre Bedeutung für die heutige Zeit darlegen.

Er erklärte uns, daß er Shakespeare für den größten Dichter überhaupt hält, denn in seinen Schauspielen finden wir auch noch heute Allgemeingültiges. Wir sind nicht für die Klassiker, sondern die Klassiker sind für uns da. Die Stücke sollen deshalb nicht wie vor 150 Jahren aufgeführt werden (»Das Theater ist kein Museum!«). Shakespeares Sprache ist großartig und überwältigend, sie sollte nie verändert werden. Es sei allerdings auch nicht damit getan, die Schauspieler in moderne Kleider zu stecken (»Held Henry« fand nicht seine Zustimmung).

Durch seine Anschauungen etwas verwirrt, fragten wir Herrn Paryla, wie er sich denn die Klassiker nun tatsächlich auf der Bühne denkt. Doch da klingelte das Telefon, und er wird daran erinnert, daß er eine Umbesetzungsprobe verpaßt hat. So findet unser Gespräch ein unerwartet plötzliches Ende, und wir stehen da mit unserem halb beschriebenen Block - blitzartig entlassen, ohne uns bedanken zu können - und immer noch ratlos, wie man Klassiker heute spielen soll.

Gudrun Srugis
Maja Kausche, 13 b/m





DIE ALTEN ZEITEN SIND VORBEI

»Die alten Zeiten sind vorbei« oder im Originaltitel: »Fings ain't wot they used t'be« hat in unserer guten alten Hansestadt so etwas wie eine kleine Theatersensation hervorgerufen. Die Kritiken gingen von »Klasse, wunderbar« bis zu den ausdrucksstarken Worten »Saustück, Schweinerei«. Selten hat das Ensemble unseres Theaters so grundverschiedene Äußerungen zu hören bekommen.

Für alle, die noch nichts von den »Alten Zeiten« gehört haben sollten, eine kurze Information: Dies Musical, das zuerst ein reines Theaterstück war, wurde von Frank Norman und Lionel Bart geschrieben und an unserem Goetheater von Peter Zadek in deutscher Sprache aufgeführt. Der Inhalt, kurz umrissen, zeigt das Leben in Soho, und zwar zu der Zeit, wo das herrliche, schillernde Leben des Londoner Viertels abzusterben beginnt. Die Sprache der Cockneys wird veramerikanisiert, und die alten Beherrscher Sohos verlieren ihre Vormachtstellung. Fred Cochran, einstiges Ideal eines jeden Sohoknabens (herrlich dargestellt von Helmuth Erfurth), findet sich in dieser neuen Zeit, die nur noch aus mechanisierten, chromblitzenden Wunderdingen zu bestehen scheint, nicht mehr zurecht.

Zadek hat mit einem ausgezeichneten Ensemble aus diesem Stoff ein zündendes Musical auf die Bühne gebracht. Das Angebot an tänzerischen Einlagen, die fast schon an Akrobatik grenzen, die Dekoration, der Aufwand an Kostümen, alles ist großartig eingesetzt. Meiner Meinung nach ist es ein erfreuliches Gegenstück zur Operette, die von vielen zwar noch heiß verehrt wird, die andere aber schlicht und ergreifend als »Mottenkiste« bezeichnen. Für all diese sind die »Alten Zeiten« ein wahrer Gewinn. Man besucht eine Operette, um sich zu entspannen, um sich von beliebten Melodien erfreuen zu lassen. Die größte Zahl der Jugendlichen hat jedoch mehr Gefallen an Melodien, wie sie in Zadeks Musical geboten werden. Für jeden ist etwas »drin«, die Skala erstreckt sich vom Volkslied bis zu der wildesten Rock-and-Roll-Musik. Gut, werden jetzt viele Gegner dieses Stückes sagen, die Musik war ja größtenteils noch zu ertragen, aber muß-

te das Musical denn unbedingt in Soho spielen? Mußte man Dinge auf die Bühne bringen, mit denen man gewöhnlich nichts zu tun haben will? Ich sage ja! Das Stück kann unmöglich in eine andere Gesellschaftsschicht verlegt werden. Es soll ja gerade die Gangsterromantik, das zweifelhafte Idol in der Lederjacke auf den Arm genommen werden. Aber man muß nicht nur die Notwendigkeit des Handlungsortes Soho einsehen, sondern ebenso die gelegentlichen Auswüchse der Sprache.

Wir diskutierten mit der Dramatürgin Frau W. und zwei Mitgliedern des Ensembles: Michael Paryla (Tosher) und Bruno Ganz (Big Boss) über das Stück, und sie wehrten sich heftig gegen den Vorschlag, alles im Tone von »Irma la Douce« abrollen zu lassen. Sie meinten, es sei völlig unmöglich, dieses Milieu in eine rosarote Traumwolke zu hüllen. Die Jugend will ja gerade realistisches Theater sehen, deshalb lehnen auch viele die Operette ab. Das Leben, das uns in dem Musical dargestellt wird, ist kein Honigschlecken, und das soll uns Jugendlichen gezeigt werden. Man unterhält sich in der Kneipe von Fred Cochran, dem Schlitzer, auch nicht im Salonstil, wenn man ängstlich auf Angriffe des gefürchteten Feindes Fleischwolf wartet.

Sicher, alles ist amusant, komisch und etwas lächerlich. Aber irgendwo fühlt man sich doch ungemütlich. Man ist ein wenig abgestoßen von diesem Milieu, obwohl man bei zündenden Melodien mitklatscht oder sogar mitsingt. Das ist genau das, was die Autoren erreichen wollen und was Hübner sich durch dieses Musical erhofft hat. Ich finde, diese Hoffnung hat sich erfüllt, es ist eine Unterhaltung mit Pep, mit Scherz und tieferer Bedeutung.

Ich würde mich freuen, wenn ihr euch dieses Musical ansähet und dann eure Meinung schriebet. Denn dieses Stück ist das erste seiner Art an unserem Theater, und man freut sich über jeden Besucher, der sich nicht nur während 2 oder 3 Stunden von schönen (oder weniger schönen) Worten berieseln läßt, sondern sich auch noch weiter mit den Dingen, die ihm geboten werden, beschäftigt.

Anke Prigge, 12a



schulisches

Kritik: DIE JUDEN

Herr Franke führte in unserer Schule mit der ehemaligen Klasse 12 a Lessings Schauspiel »Die Juden« auf. Er sagte den Zuschauern, daß die Klasse von der Kölner Ausstellung »documenta judaica« so beeindruckt war, daß sie ein greifbares Ergebnis der Besichtigung zeigen wollte. Dieses Ergebnis sollte das Laienspiel sein.

Lessing beschreibt in dem Stück, wie anders die gute Tat eines Menschen gewertet wird, wenn sich herausstellt, daß er ein Jude ist.

Mir hat an der Aufführung die schauspielerische Leistung sehr gut gefallen. Ausgezeichnet waren meiner Ansicht nach Antje Honigbaum und Gudrun Walter. Antje stellte die träge Trotteligkeit des auf seinen Vorteil bedachten Dieners und Gudrun die gerissene Koketterie des Kammerfräuleins überzeugend dar.

Das Stück hatte meiner Meinung nach Schwächen: das Problem wurde zu vordergründig abgehandelt. Nur zu schnell ahnte der aufmerksame Zuschauer den Ausgang, was nicht nur die Spannung beeinträchtigte.

Im übrigen wurde bei den verschiedenen Charakteren schwarz-weiß gemalt - der Jude war gut, die anderen verständnislos und beschränkt, wenn nicht schlecht und verschlagen wie die Räuber.

Auch das Problem wurde zu grob gefaßt. Ich meine, daß der Antisemitismus doch vielschichtiger ist, als er im Stück gezeigt wurde. Ich glaube nicht, daß das Schauspiel allzu glücklich gewählt war, auch die guten Spieler konnten seine Schwächen nicht verdecken.

Renate Birkle, 12a



Im Rahmen seiner Ausstellung »Jugend international« veranstaltete das Kaufhaus Hertie eine Modenschau, zu der es die Bremer Schülerredakteure einlud, denn anschließend fand für uns eine Art Pressekonferenz statt, während der wir Gelegenheit haben sollten, die beiden Schlagerstars Gerd Böttcher und Michael Holm sowie die Mannequins zu interviewen. Da Herr Böttcher sich entweder nur sehr einsilbig oder überhaupt nicht zu unseren Fragen äußern konnte und M. Holm sofort so belagert wurde, daß ein vernünftiges Interview nicht möglich war, wandten wir uns an die Mannequins.

»Schlagerbegeisterte« werden hier also enttäuscht werden!

Wir glauben aber, daß es für uns als »vorläufig noch vorwiegend« Mädchenschule auch einmal ganz interessant ist, etwas über die jungen Damen zu berichten, von deren Beruf so viele Mädchen während einer gewissen Zeitspanne ihres Lebens träumen. Aber ist es wirklich...



EIN TRAUMBERUF?

Wir möchten euch an dieser Stelle Fräulein Silke Schoof vorstellen. Silke Schoof ist seit 3 Jahren hauptberuflich Mannequin. Sie wandte sich ganz entschieden gegen diese weitverbreitete Vorstellung. Sie sagte: »Der Mannequinberuf ist eine ebenso normale Tätigkeit wie jede andere. Er ist weder geeignet, sich einen Millionär zu angeln noch dazu, viel von der Welt zu sehen.«

Fräulein Schoof ist in Bremen zu Hause, hat hier die Schule besucht und dann eine kaufmännische Lehre absolviert. Zum Mannequinberuf kam sie durch ein paar Onkel und Tanten, die meinten, »sie habe doch eine nette Figur« und »ob sie nicht Lust habe, einen Mannequinkursus zu absolvieren«. So besuchte sie also nach Feierabend eine Mannequinschule in Bremen. Auch ihre Eltern waren einverstanden, haupt-

sächlich deshalb, weil sie dort auch ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft lernte. Laufübungen und Stegsicherheit (Lampenfieber hat sie heute nur noch, wenn ihre Mutter im Publikum sitzt) und Schminke-technik standen ebenfalls auf ihrem Stundenplan. Es hört sich merkwürdig an, aber sie mußte tatsächlich Laufen lernen. Es besteht nämlich ein großer Unterschied zwischen dem normalen Gehen und dem grazilen Gleiten über den Laufsteg. Dazu gehört, daß man den ganzen Körper ständig unter Kontrolle hat. Der Kosmetikunterricht ist deshalb wichtig, weil es erstens üblich ist, daß die Mädchen sich für ihre Auftritte selbst zurechtmachen und zweitens dadurch ihren Typ erkennen und unterstreichen lernen. Fräulein Schoof erzählte uns, daß jedes Mannequin seinen eigenen Stil hat. Nach ihrer Meinung über den »schleichenden Raubtiergang« der Pariser Mannequins, der uns manchmal zu Heiterkeitsausbrüchen veranlaßt, befragt, antwortete Silke Schoof: »Man kann nicht generell sagen, das ist gut oder schlecht. Ich würde sagen, es paßt zu den französischen, vor-



allem Pariser Mädchen, die sehr zierlich, sehr grazil sind und denen man ja sowieso ein besonderes Fluidum nachsagt. Ich selber würde ihn allerdings nie nachahmen, denn er paßt nicht zu den deutschen Mädchen, die von Natur etwas größer und kräftiger gebaut sind.«

Zu ihrem ersten Vertrag verhalf Silke die Leiterin der Mannequinschule. Sie glaubte, daß ihre Schülerin genug Talent habe, um aus der Feierabendbeschäftigung einen Beruf zu machen. »Wenn Sie Lust haben«, meinte sie, »dann hätte ich wohl etwas.« Und aus diesem kleinen »ich hätte wohl etwas« wurde das erste Engagement. Silke Schoof wurde von dem Vertreter einer großen Firma unter Vertrag genommen.

Fräulein Schoof ist freiberuflich tätig, d. h. sie ist bei keiner Firma festangestellt und auch bei keiner Agentur eingeschrieben. Sie unterhält selbst eine große Korrespondenz mit vielen Modefirmen. So kann sie sich ihre Engagements aussuchen und sicher sein, daß es sich wirklich um solide und gute Unternehmen handelt. Da der Mannequinberuf ausgesprochen saisonbedingt ist, ist sie natürlich bestrebt, möglichst viele Engagements in den Herbst bzw. das Frühjahr zu legen, wenn die großen internen und öffentlichen Modenschauen und Tourneen abgehalten werden. Sie arbeitet lieber auf internen Schauen, die nur für die Einkäufer der großen Modehäuser, die hier für ihre Abteilungen auswählen und einkaufen, arrangiert werden. Hier kommt es nicht auf das Mannequin an, sondern nur auf das vorgeführte Modell. Das strahlende Lächeln, auch wenn die Fußeschmerzen und der Kopf von der Hitze der Scheinwerfer brummt, bleibt ihm erspart. Vor internen Schauen finden außerdem Anproben statt, so daß eventuelle Änderungen gemacht werden können. Bei öffentlichen Schauen gibt es das nicht, denn es ist zu teuer und lohnt sich nicht für die Firmen.

Außer dem selbständigen Mannequin gibt es auch das sogenannte Hausmannequin. Zu den Nachteilen dieser Beschäftigung gehört, daß man eine sehr beständige und vor allem eine glatte Konfektionsfigur haben muß, denn die gesamte Kollektion des Hauses wird nach seinen Maßen zugeschnitten und später so verkauft. Das Hausmannequin ist festangestellt und muß während der »toten« Zeit alle anfallenden Arbeiten miterledigen.

Natürlich wollten wir auch gern etwas über das »Hinter den Kulissen« einer Modenschau erfahren. Die Schau selbst läuft nach einem strengen Zeitplan ab, der vorher aufgestellt und ausprobiert wird. Oft bleiben den Mädchen nur wenige Sekunden zum Umziehen, ganz zu schweigen von der Erneuerung des Make-ups und der Frisur.

Über die finanzielle Seite ihres Berufs äußerte sich Fräulein Schoof verständlicherweise nur soviel: »Es ist ein Beruf, in dem man sehr schnell sehr viel Geld verdienen kann.« Aber sie fügte hinzu: »Das erfordert natürlich einige Charakterfestigkeit, um auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben.«

Zum Schluß fragten wir Silke Schoof noch nach einem Wunsch für ihre Karriere. »Viele gute Engagements«, meinte sie. »Nicht nach Paris, zu Dior oder Chanel?« fragten wir und waren sehr erstaunt über die bestimmte Antwort: »Nein! Ich möchte lieber in Deutschland bleiben, ich glaube, daß ich mich dafür besser eigne.«

Ursula Pevestorf, 12a

leton



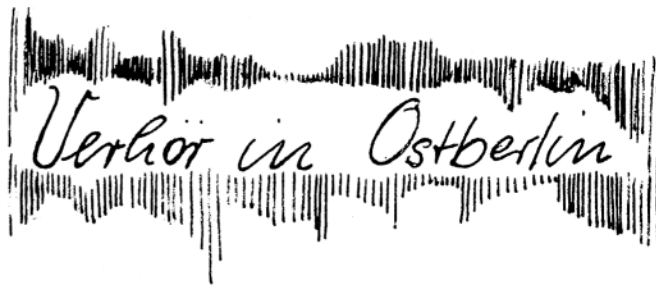
Nach dem Eis vor der Haustür zieht es uns immer mehr zum Kaffee um die Ecke. Verständlicherweise, denn ein Eis, im Gehen geschleckt, bringt doch bei weitem nicht die Entspannung einer Tasse duftenden, köstlich mundenden Kaffees. Im Stehen gesessen zwar, doch kostet er genausoviel wie das Eis - und: es ist KAFFEE!

Überhaupt der Preis, wie für minderbemittelte Schüler geschaffen, ganz abgesehen von den Gutscheinen, die einem manchmal gratis ins Haus geflattert kommen (oder auch nicht, das ist Pech). Für, normalerweise, ganze 20 Pfennig kann man die ganze Last und Hast des Schultages vergessen. Pause, Abschalten, Kaffee! Das ist fast eine Zauberformel. Eine Tasse Kaffee lang sind verbogene Mathe-Arbeiten und lebensgefährliche Reck-Übungen tabu. Die Vorausschau auf die Unternehmungen des bevorstehenden Nachmittags und Abends hebt an. Treffpunkte werden ausgemacht und Tips für die Schularbeiten gegeben.

Und dann hat der Klatsch das Wort. Unter dem Motto: Wer, wo, wann, mit wem werden die neuesten Begleitungsprospektiven der Klassenkameradinnen erörtert. Die Klatschspalte einer Illustrierten könnte nicht fesselnder sein.

Aber auch der heißeste Kaffee wird einmal kalt und die größte Tasse einmal leer. Und so muß auch dies Idyll ein Ende haben. Man trennt sich also dann entspannt, erfrischt, gestärkt und gewappnet für die Schularbeiten und ähnliche Katastrophen.

Monika Luxa, Kl. 12a



In diesem Jahr veranstaltete der PAB eine Fahrt nach Berlin. Neben dem üblichen Programm einer Berlin-Fahrt konnten wir auch den Ostsektor besuchen. Nach anderthalb Stunden Wartezeit verließen wir den Übergang Friedrichstraße. Gleich außerhalb des Bahnhofs wurden wir von einem jungen Mann angehalten, der uns nach westdeutschen Zigaretten fragte. Da wir keine bei uns hatten, bat er uns, in einem Laden, in dem nur Westdeutsche und Ausländer für Westgeld einkaufen können, einige Pakete für ihn zu besorgen. Da mir der Mann etwas merkwürdig vorkam, hielt ich mich etwas aus dieser Sache heraus und kaufte nichts. Und ich hatte mich nicht getäuscht: Als wir das Geschäft verließen und die Zigaretten gegen Ostgeld eintauschen wollten, kamen zwei Männer in Uniform auf uns zu. Einer von ihnen schnappte sich den jungen Mann und führte ihn ab. Der andere verlangte, daß wir mit ihm zur Wache kommen sollten. Dort wurden wir jeweils zu zweit verhört. Der Bericht wurde zu Protokoll genommen und unterschrieben. Aber da ich selbst ja nur Mitläufer war, brauchte ich das nicht zu tun. Wir waren natürlich sehr in Aufregung, was nun weiter mit uns passieren würde. Vielleicht setzte man uns auf eine »Schwarze Liste«? Aber unsere Sorge wurde uns genommen: Man entließ uns, ohne uns weitere Schwierigkeiten zu machen. Ein gehöriger Schreck saß uns natürlich noch in allen Gliedern.

Mit diesem Bericht möchte ich jedoch alle warnen, die einmal die Gelegenheit haben, nach Ostberlin zu fahren, sich nicht aus Gefälligkeit gegenüber den Menschen von drüben in so etwas einzulassen. Übrigens hörten wir später von Ostberlinern, mit denen wir ins Gespräch kamen, daß diese Leute die Zigaretten für 1,50 DM-Ost kaufen und sie dann für mindestens 8 DM-Ost weiterverkaufen. Der Schwarzhandel scheint in Ostberlin zu blühen.

Gunhild Fricke, 12m

notizen aus smv

Nur für Jungen

Zum großen Leidwesen der Schüler sprach sich kürzlich die SMV der Mittelschule Northeim gegen den Genuß von Tabakwaren auf der Jungentoilette aus. Da man von den Mädchen so etwas nicht erwartet, wurde das Verbot nur für die Jungentoilette ausgesprochen.

»Mosaik«

»Berufliche Notwendigkeit«

Eskortiert von einem Hilfssheriff und mit einem Gerichts Urteil in der Tasche betrat Beate-Jünger »Georgie Porgy« Leonard nach mehrwöchiger Abwesenheit seine Schule in Attleboro. Georgie eifert seinen Vorbildern nicht nur im Gitarre-Spielen nach, sondern schmückt sich auch mit deren extravaganten Haarschnitt, was die Schulleitung bewogen hatte, ihn vom Unterricht auszuschließen. Ein Gericht hob diese Verfügung jetzt auf. Der siegreiche »Pilzkopf« Georgie bezeichnet seine Haartracht als »berufliche Notwendigkeit«.

BJR

Rätsel

Diagonalrätsel

1. R - E - E -
2. B Ä U M N E N
3. - L - I - E -
4. D - V - S - R
5. - R - N - I -
6. F - C - T - L
7. - E - A - E -

1. Soldat
2. Wasserspender
3. nicht weitergehen
4. Teil einer Divisionsaufgabe
5. Wenn ein Stoff überstehende Fäden hat, ist er . . .
6. Er steht unter der
7. Herumgerede

Die Diagonale von oben links nach unten rechts ergibt ein Kinderspielzeug.

A. Bieler, Kl. 8a

Silbenrätsel

a - a - ad - al - an - ar - baum - bei - ber - bo - ca -
ce - de - den - der - el - gly - han - hie - ir - ja - ken
- kö - kra - le - lin - lou - mus - na - nach - nen -
nig - no - nol - nonn - obst - on - po - phen - re - ro
- rus - si - sie - sing - so - son - tan - ter - tern - tes
- ti - ti - ver - ver.

Name eines deutschen Organisten

1. Fensterbekleidung
2. Nutzpflanze
3. deutsche Stadt
4. engl.: Reklame
5. geistige Beschäftigung
6. franz. Staatsmann
7. Bezeichnung für Ludwig XIV.
8. Verwandte
9. Fußballmannschaft (Dortm.)
10. Blutbahn
11. griech. Philosoph
12. Riese
13. unwirklich
14. Gesellschaftsklasse
15. norddeutscher Maler
16. europ. Hauptstadt
17. Inserat
18. franz. Schriftsteller (»Die Pest«)
19. altägypt. Schrift.

Liebe Lehrer und Schüler!

Die Nachricht von dem tödlichen Verkehrsunfall Frau Dr. Ruschmanns traf uns völlig unerwartet bei den Vorbereitungen für eine bunte Kreiselnnummer. Wir möchten den folgenden Kreiseln mit Hilfe des Kollegiums als Gedenknnummer für Frau Dr. Ruschmann gestalten.

Die Chefredaktion.



Die Herbstkurse für
Schüler, Berufstätige
und Ehepaare
beginnen Anfang
September

Auskunft u. Anmeldung
von
17–21 Uhr

CONTRESCARPE 10
TEL. 324080

TANZSCHULE SCHIPFER-HAUSA